

Sprache und Migration, Mobilität und Konflikt: Ostafrikanische Vignetten und Versatzstücke aus dem Tagebuch

Nico Nassenstein

Einleitung: Worte und Räume transzendieren

Eine eindringliche rezente Erfahrung am Frankfurter Flughafen hat die Konzeption des vorliegenden Texts maßgeblich mitgeprägt und in ihn nicht nur offene Fragen eingeschrieben, sondern auch Zweifel, wie am besten über Mobilität und Sprache zu schreiben sei: Mit einer ugandischen Bekannten stand ich in der Schlange zur Passkontrolle (Einreise nach Deutschland) nach einem gemeinsamen mehrtägigen Türkeiurlaub. Die Einreise in die Türkei, aufgrund des gültigen Schengen-Visums der betreffenden Person, war geglückt; mithilfe eines E-Visums, dessen Erhalt an ein bestehendes Schengen-Visum geknüpft war (vereinfacht erklärte ich mir dies sozusagen als eine Belohnung bereits bewilligter Mobilität durch ein erhöhtes Maß an Freiraum

in Anrainerstaaten der EU). Die Ausreise aus der Türkei glückte ebenfalls. Die Einreise in die Bundesrepublik gestaltete sich jedoch schwieriger: Die junge Uganderin besaß zwar ein Zweijahresvisum für den Schengenraum, hatte sich allerdings in den zuvor in Deutschland verlebten Tagen um einige verzählt, und war demnach zu spät in die Türkei gereist; wenngleich niemand bei der Ausreise moserte, durfte sie nicht wieder einreisen. Die rege Mobilität der vergangenen Aufenthalte und die überzogene Aufenthaltsdauer in Deutschland wurden ihr nunmehr zum Verhängnis: Nicht nur der Pass wurde eingezogen, sie selbst noch in selbiger Nacht ausgewiesen nach Uganda (auf eigene Kosten), auch die Einreise in die Türkei gestaltete sich nun als schwierig: Ohne problemfreies Schengen kein türkisches E-Visum, ohne E-Visum kein Anspruch auf nichts im Transitbereich, erst recht keine Hotelnacht und Rückkehr nach Schengen. Dies implizierte ebenfalls: Kein Pass, kaum Möglichkeit auf problemlose Wiedereinreise, da sozusagen „rückwirkend“ ein Straftatbestand vermerkt wurde (aufgrund verspäteter Ausreise vor dem Türkeiurlaub), wenngleich sie bei Wiedereinreise theoretisch hätte einreisen dürfen. Theoretisch. Mir dröhnte es, als Zuschauer der mehrstündigen Kette von An- und Aberkennungszeremonien vorausgegangener Mobilität und in Folge verhängter Immobilität, im Kopf. Worte, Stimmen, Räume glitten durcheinander. Ich begann über die Vorannahmen und Voreingenommenheit nachzudenken, die Menschen eine bestimmte Mobilität zuweisen, sie legitimiert eine Grenze zu überschreiten und an einer anderen sodann zurückgewiesen zu werden, und begann zudem zu grübeln, wie Worte, Stimmen, Räume zu einem Konzert des Durchgewunkenwerdens oder aber zu einer Kette an Aberkennung von Agentivität eines reisenden Menschen werden können.

Worte:

„vorherige Straftat begangen“
„Dolmetscherin“
„Abkürzung F.I.“
„Rückkehrwilligkeit“
„Ausweisung“

Stimmen:

„ein 26-jähriger Polizeiobermeister, ruhig“
„eine nokturn hineinrauschende Dolmetscherin, aufgekratzt“
„tränenersticke Stimmen, gewichtige Stimmen“

Räume:

„Transitbereich“
„Bundespolizeistelle“
„keine Möglichkeit Transit zu verlassen“
„zum Gate geleitet“
„letzte Reihe im Flugzeug“
„Istanbul?“
„ein Geldautomat“

Viele Berichte, die von ostafrikanischer (Innen)politik handeln, kreisen um Migrationsdiskurse, Mobilitätsthemen und Konflikt; dies scheint ein „globales Design“ (Mignolo 2012) zu sein, das viele andere Diskurse und Erklärungsmuster ausblendet. Auch soziolinguistisch sind diese Themen ähnlich eingefärbt: Trotz einem vermehrten Fokus auf Mobilität und Migration in soziolinguistischen Studien sind viele Arbeiten geprägt von einem westlichen Blick auf mobile Afrikaner*innen, die entweder in einem Fluchtmigrationsdiskurs stagnieren, oder aber als mobil infolge von Kolonialität oder außerordentlicher Kreativität gelten, also nicht die Norm darstellen, sondern die Ausnahme. An

dieser Stelle setzt das vorliegende Kapitel an und möchte Mobilität als ein Stück Lebenswirklichkeit vieler Afrikaner*innen jenseits einer urban-ruralen Dichotomie von äußerst mobilen vs. statischen Individuen diskutieren; hierbei wird einerseits ein kritischer Blick auf Migration und Konflikt geworfen, der Konfliktszenarien (wie z.B. im Ostkongo, Norduganda, etc.) als von Migrationsbewegungen geprägt darstellt, die oft komplex und verzweigt sind, jedoch nicht immer Ausnahmezustand mit Migration Richtung Europa oder zentrale Kriegsschauplätze darstellen, sondern andersartig konfliktreich und -geprägt sind: Diese können ebenfalls Konflikte von Arbeitsmigrant*innen an ostafrikanischen Stränden sein, Konflikte von afrikanischen Besucher*innen/Tourist*innen rund um Genozidmähler in Ruanda, Stagnation von Händlern und Dienstleistern an Grenzposten oder Konflikte von Studierenden über Grenzen hinweg, die aufgrund ihrer Sprache(n) benachteiligt werden, wenn sie an anderen ostafrikanischen Universitäten außerhalb ihres Heimatlandes zu studieren gedenken. Der Blick sei dadurch von Katastrophen und Kriegsszenarien weg und auf alltägliche Begegnungen hingelenkt, auf „local histories“ (Mignolo 2012) und „small stories“ (vgl. unter anderem Georgakopoulou 2007, Bamberg & Georgakopoulou 2008, Storch 2017), die viel charakteristischer für Mobilitäts- und Konfliktdiskurse scheinen, und zudem aussagekräftiger.

Mobilität und Sprache wird in gängigen Studien, die sprachpolitisch oder sprachsoziologisch ausgerichtet sind, zudem oft anhand einer Versatilität multilingualer Sprecher*innen und deren hoher sprachlicher Kreativität gemessen und mit diesen in Abhängigkeit verstanden. Die sprachlichen Biografien weitreisender Sprecher*innen werden hierbei als vielschichtig und ihre Repertoires als heteroglossisch und komplex beschrieben; die Repertoires weniger mobiler Sprecher*innen hingegen als

weniger komplex. Im vorliegenden Beitrag¹⁵ soll eine neue Perspektive eröffnet werden: Anstelle einer Darstellung von Mobilität als ein (Ver)folgen ausgetretener europäischer Pfade – geprägt von europäischen „Entdecker*innen“, Wissenschaftler*innen und Kolonialbeamten – sollen die Wege von unterschiedlichen Gesprächspartner*innen aus Ostafrika nachgezeichnet werden, die aus ganz verschiedenen Motiven, dabei sehr diversen Konflikten ausgesetzt, reisen und wandern. Dabei ergibt sich ein persönlicher Blick anhand von Vignetten aus dem Feldtagebuch, dessen Fokus sich auf Busfahrten, unbedeutende Zwischenräume, Wartehallen an Grenzposten, Überlandraststätten und Durchgangsviertel konzentriert: Ganz normale Reisende an langweiligen Orten, demonstriert am Beispiel langer Überlandbusfahrten in Ostafrika. Gespräche und Begegnungen im Bus werden hierbei als eine per se „mobile Feldforschung“ begriffen; Mobilität anders in der Forschung beleuchten heißt demnach auch mobil forschen und mobile Gesprächsräume wie die Überlandcoaches von Juba nach Kampala, von Bujumbura nach Kigali, von Kisumu nach Mombasa in die Analyse miteinzubeziehen, anstatt Mobilität an Individuen und großen Städten als den Zielen eines City-Hoppings (in Analogie zur angenommenen Verbreitung sprachlicher Innovation von Stadt zu Stadt) festzumachen. Dies ist eine Einladung zur kritischen Reflexion gängiger Forschungsfoki zu den im

¹⁵ Mein Dank geht hierbei vor allem an Axel Fleisch, Angelika Mietzner, Anne Storch und Ingo H. Warnke für kritische Kommentare und zahlreiche Ideen, vor allem für die Inspiration während eines Schreibwochenendes im Kloster Eberbach im November 2019. Überdies bin ich meinen Gesprächspartner*innen zwischen Goma, Kampala und Mombasa quer durch Ostafrika zu besonderem Dank verpflichtet, vor allem dafür mit mir ihre Geschichten, Probleme und ihre Zeit geteilt zu haben. Aufgrund der teils sehr persönlichen Note der kurzen Vignetten werden alle Namen stark verkürzt angegeben, ohne Nennung des vollen Namens. Dies soll keineswegs als Abwertung gedeutet werden. Weiteren Personen bin ich zu Dank verpflichtet für die großzügige Erlaubnis die einleitende Anekdote als nachdenkliche Einstimmung anbringen zu dürfen.

Titel genannten Kerngebieten afrikanistisch-soziolinguistischer Beschäftigung.¹⁶

Anders über Mobilität sprechen und schreiben

Während Mobilität in der Soziolinguistik zu einem Schlagwort für komplexe globalisierte Zusammenhänge geworden ist, denen als nachgesagte theoretische Neuerung zudem meist ein erhöhtes Maß an Fluidität, Diversität, Mediatisierung zugeschrieben wird – man denke hierbei sowohl an die „Soziolinguistik der Globalisierung“ (Blommaert 2003, 2010), Arbeiten zum so genannten „Trans-super-poly-metro-movement“ (Penycook 2016) und Studien zur vermeintlichen Superdiversität mobiler Kontexte (Creese & Blackledge 2010, Rampton, Blommaert, Arnaut & Spotti 2015, etc.), erinnert die Charakterisierung der hochmobilen Ära oft an Zygmunt Baumanns (2000) „liquide“ oder „verflüssigte“ Moderne: In einer chaotischen Kontinuation der Moderne fließe das Individuum demnach durch Zeit und Raum, wie ein Tourist oder globaler Nomade, mit häufig wechselnden Jobs, Wohnorten, Orientierungen, Partnern jenseits traditioneller Netzwerke. Hierbei wiegt die Verantwortung der Entscheidung und Richtungsweisung schwer auf dem oder der Einzelnen als

¹⁶ Dieses Buchkapitel ist dabei so aufgebaut, dass die kurzen Vignetten aus dem Feldtagebuch als subjektive Quintessenz zahlreicher Konversationen einen Querschnitt durch meine Forschung in Ostafrika von 2012-2020 bieten. Hierbei kommen vor allem diejenigen Stimmen zu Wort, mit denen ich immer wieder in verschiedenen Settings zusammengearbeitet habe oder denen ich immer wieder an verschiedenen Orten begegnet bin. Dennoch sei angemerkt, dass es sich dabei um die rein subjektive Wiedergabe von Interaktionen handelt, teils ungewollt verfremdet und nicht unbedingt detailgenau reproduziert. Theoretisch lehnt sich mein Beitrag einerseits an die kritische Soziolinguistik an, wie auch die anderen Kapitel dieser Studie, andererseits an eine Pragmatik des Raums und der Örtlichkeit (vgl. Nassenstein im Erscheinen, in Sippola & Levisen), und an Methoden linguistischer Ethnografien. Die Verwendung von Tagebucheinträgen als Einladung zur kritischen Revision von Mobilitätskonzepten lehnt sich zudem an Gallops (2002) *Anecdotal Theory* an, in der sich subjektive Narrative als Form der kurzen Berichterstattung und wissenschaftlichen Analyse elegant verquicken.

Besucher*in stark frequentierter und provisorischer *Karawanserais* (Bauman 2000: 23) im Sinne kurzweiliger Durchreiseorte, anstelle auf etablierteren Netzwerken. Das reflexive und multiple Selbst der verflüssigten Moderne und auch Spätmoderne wird hierbei zum agentiven Subjekt. Als bedeutend weniger agentiv und selbstbestimmt wirken jedoch in mobilen Kontexten befindliche und aus diesen emigrierende Afrikaner*innen: Binnenmigration auf dem afrikanischen Kontinent oder Migration vom afrikanischen Kontinent in andere Teile der Welt wird häufig in Hinblick auf Konflikt- und Fluchtszenarien diskutiert und mit diesen erklärt, als Bedrohungsdiskurs konstruiert, als violente und unbestimmte Apokalypse skizziert oder hierin Diasporabildung mehr als Folge des Kolonialismus denn als losgelöste separate Entwicklung mit eigener Historizität verstanden. Mit „Flüchtlingskrisen“ assoziierte afrikanische Migrierende – so eines der diskursiven Schlagwörter der vergangenen Jahre – erleben zwangsweise eine andere liquide Moderne als mobile Protagonisten von Jobhunting und Fernpendelei in Mitteleuropa. Dieses Spannungsfeld muss auch in unserem wissenschaftlichen Schreiben zu und über Migration und Mobilität von Sprecher*innen afrikanischer Sprachen reflektiert werden.

Migrierende afrikanische Sprecher*innen werden hierbei einerseits oft als außerordentlich geschickte Jongleure versatiler sprachlicher Repertoires porträtiert, als kreative Köpfe und somit innovative und zugleich manipulative Wortneuschöpfer*innen, als multilinguale sprachliche Chamäleons, andererseits jedoch als scheiternde Lernende europäischer Amtssprachen während oder nach erfolgter Migration, als Nutzer*innen eines *Français africain*, eines sich dem Referenzrahmen entziehenden Deutschen, einer kolonial geprägten Varietät von „World English“; kurzum, als verdammt kreativ oder in ihrer sprachlichen Ausweglosigkeit als von kreativen Metalabels Verdammte. Diese Extreme exotisierten Sprechens kennzeichnen häufig die beleuchteten Kontexte von

Migration, Mobilität, Konflikt und Sprache in Hinblick auf afrikanische Sprecher*innen.

In linguistischen Beschreibungen wird Mobilität in Afrika entweder mit historisch begründetem *language movement* (Albaugh & de Luna 2018) assoziiert, als postmoderne Entwicklung mit Multivokalität und Mehrsprachigkeit als ein Transzendieren von semiotischen Systemen einhergehend verstanden (Dyers 2013, u.a.), oder häufig vor einem dominanten urban-ruralen Nexus diskutiert (vgl. McLaughlin 2009, im Bereich der Sozialanthropologie bspw. auch Horevitz 2009), obgleich all diese Tendenzen nur Streiflichter wissenschaftlicher Beschäftigung sind, deren Schlagschatten durch seine starke Konturierung viele Themenkomplexe ignoriert, verzerrt oder unbeschieden lässt. Dabei fällt auf, dass die unzureichende Beleuchtung und Ausleuchtung dieser komplexen Beziehung von Mobilitätskonzepten, Konflikten und Sprache neben der beliebten Abhandlung und Abarbeitung von Spotlights wie Jugendsprache und Abgrenzung, Sprache in der Diaspora, Konflikterminologie und *Hate Speech*, flucht- und migrationsbedingter translingualer Praxis, einiges andere ausblendet. Vor allem den Umstand, dass die historische Tiefe äußerst mobiler Gesellschaften und Individuen – beispielsweise aufgrund von Pilgerfahrten, Wegen zur Konsolidierung von weitreichender Herrschaft in den bedeutenden Reichen Westafrikas, wegen des Transsaharahandels, der frühen Bildungsreisen zu wichtigen Zentren geistlichen und intellektuellen Einflusses etc. – weit über das koloniale System hinausreicht und jahrhundertlang der heutzutage untersuchten und nicht selten als „außerordentlich“ beschriebenen Mobilität, sprachlichen Komplexität und Diversifizierung in ihren Dimensionen in nichts nachstand, und die dabei einer generell angenommenen statischeren Verortung des Individuums in Mittel- und Westeuropa zur selben Zeit kontrastiv gegenübersteht.

Dass Kolonialität Trigger und Nährboden ungleicher Beziehungen und Machtdissonanzen ist und auch über mindestens

die vergangenen 600 Jahre seit Beginn des Transatlantischen Sklavenhandels war, ist hinlänglich bekannt; dass die vielbefahrenen und infrastrukturell effizient genutzten großen Verkehrswege und Routen in und durch Ostafrika – als gewählte regionale Kulisse für den vorliegenden Beitrag – jedoch nicht nur wie in Johannes Fabians (1984) „*Language on the Road*“ als ein Aufspüren oder Beibehalten ausgetretener europäischer Entdeckerpfade bestehen bleiben, sondern von zahlreichen mobilen Ostafrikaner*innen für sehr alltägliche Wege genutzt werden, wird ebenfalls oft ausgeblendet. Stattdessen scheint sowohl in linguistischen Abhandlungen als auch in medialen Porträts ein Bild vermittelt zu werden, das ostafrikanische Dörfer nicht selten als isoliert, statisch und abgeschnitten, ostafrikanische Megacities wie Nairobi jedoch als gut angebunden an andere Städte wie Dar es Salaam, Kampala, Kigali etc. beschreibt (siehe bspw. Hollington & Nassenstein 2019 zu urbaner Sprache, Nassenstein 2018a zur Kreativität von Sprecher*innen in ruralen Räumen); auch in Hinblick auf die Diffusion sprachlicher Innovation, ähnlich einem Modell linguistischer Schwerkraft nach Trudgill (1974) oder in Anlehnung an Labovs (2001) Cascade-Modell. Im vorliegenden Beitrag soll in kurzen Vignetten, basierend auf Gesprächen mit überaus mobilen Individuen in Ostafrika, der Fokus eher auf dem „In-Between“ liegen, d.h. auf den weißen Flecken, unbedeutenden Dörfern, den langen Wegen ohne urbanen Fixpunkt oder in Form von Sprache, die durch die Landschaften wabert und weht, aber weder Halt macht noch sich in bestimmten Dörfern, Städten, Tankstellen, Busbahnhöfen verorten oder an diese anhaften lässt. Das heißt, dass einerseits der Mythos des mobilen und sodann auch multilingualen und kreativen Sprechers als Sonderfall ausgeräumt wird, andererseits die diskursive Beschränkung von Mobilität an einzelnen Personen festgemacht wird, während das Gros als statisch und größtenteils immobil angesehen wird. Die Betrachtung von Sprache im Raum, von Konflikt und Migration

mit Perspektive auf das häufig Unbetrachtete, von Mobilität als Alltagserfahrung und mobiler Feldforschung, in Überlandbussen und mit dem Notizbuch in der Hand, steht daher hier im Fokus der Auseinandersetzung.

Konflikt: Alltägliche Auseinandersetzung mit Liminalität statt Ausnahmezustand

In die Migrationsrouten afrikanischer Menschen, sei dies innerhalb des Kontinents oder aber beispielsweise nach Europa, scheinen Konflikte bereits eingeschrieben zu sein, oder aber Migration wird als notwendige Konsequenz von Krise, Krieg und Verfolgung gesehen. Dass dies auf zahlreiche mobile Individuen auf dem afrikanischen Kontinent zweifelsohne zutrifft – man denke hier an Konfliktherde wie den Osten der DR Kongo, den Südsudan, bis 2005 auch Norduganda (Acholiland) und zahlreiche mehr – ist kein Geheimnis; Migration hat jedoch auch ganz andere, viel trivialere Gründe, und hat dies auch in vorkolonialer und kolonialer Zeit gehabt.

Die regelmäßigen Wege, die meine kenianischen, ruandischen, burundischen und ugandischen Gesprächspartner*innen gehen und auf denen sie reisen (siehe Abschnitt 5.), mögen entbehrungsreich und fordernd sein, sie werden jedoch selten als lediglich kriegsbedingt, konfliktinduziert oder fremdbestimmt wahrgenommen (bei den im Folgenden präsentierten Vignetten bloß mit wenigen Ausnahmen), da oft immer noch eine eigene Entscheidungsfreiheit bezüglich Route, Zeitpunkt und Verlauf der anvisierten Stationen herrscht, und Sprecher*innen ihre Wege besprechen, ankündigen, benennen und oftmals während der Reise modifizieren, längere Halte einbauen, auf neue Möglichkeiten stoßen, ihre Route spontan an neuen Meilensteinen festmachen etc.

Die Konflikte, die entlang von Reisewegen entstehen, sind vielmehr Auseinandersetzungen mit Liminalität; mit Anerkennung, mit Inklusion- und Exklusionsprozessen und mit Erfahrungen von Othering. Reisen ist hier Frontier-Erfahrung, wobei immer wieder Grenzen entstehen, die für andere unsichtbar, irrelevant oder wenig greifbar sind, als personalisierte Barrieren (vgl. die einleitende Episode zu Beginn dieses Kapitels). Diese liminalen Erfahrungen können hochgradig traumatisierend wirken und ereignen sich oft aus einer Unerwartbarkeit heraus: Sprachverbote und *Silencing* am Strand („Pidginisiertes Kongo-Swahili statt prestigieösem Kiunguja?“), falsche Sprachwahl von afrikanischen Tourist*innen an ruandischen Genozidmemorials („Französisch, die Sprache der *génocidaires*?“), lange Wartezeiten an Grenzübergängen („Wie geht es der Acholi-Frau? Sie sehen nach Acholi aus.“), Studieneinschreibehürden an anderen Universitäten („Warum ist Ihr Englisch so schlecht? Lernen Sie in der DR Kongo kein richtiges Englisch?“)¹⁷ und viele mehr. Alltagskonflikte, Sprachkonflikte, die oft unbemerkt auftreten, und ebenso unbemerkt wieder abklingen, aber mit deutlichem Nachhall in den betroffenen Sprecher*innen. Wenn im Folgenden vor allem bruchstückhaft biografische Porträts und kurze Vignetten präsentiert werden, die auf Gesprächen in Feldforschungssituationen basieren, soll Konflikt aus einer persönlichen Perspektive heraus beleuchtet werden, als sprachliche und ideologische Herausforderung, in denen Sprechen zum Widersprechen wird und Sprache auf der Reise als Ballast eher denn als versatiles Gepäckstück wirkt.

¹⁷ Die genannten Fälle basieren auf Gesprächen mit Bekannten, Freunden und Interviewpartnern; der begrenzte Umfang des vorliegenden Kapitels ermöglicht jedoch keine genaue Diskussion, wenngleich diese provokanten Nachfragen auf tatsächlichen (Sprach)konflikten Betroffener basieren.

Die mobile Feldforschung: Busfahr(t)en durch Ostafrika

Da Reisen als Bildungserfahrung, als Luxus oder Erholungsurlaub oft als ein rezentes westliches Phänomen der vergangenen eineinhalb Jahrhunderte verstanden wird, wird Mobilität in Ostafrika von Außenstehenden oft als unabänderliche Notwendigkeit, entweder bedingt von gewaltsamem Konflikt, Arbeitssuche oder verursacht von sozioökonomischer Härte interpretiert. Nichtsdestoweniger sind die Wege, Motive, Routen ostafrikanischer Reisender so divers wie in anderen Teilen der Welt, und werden oftmals mit Hilfe von Bussen zurückgelegt, die mehrmals täglich von Metropole zu Peripherie unterwegs sind, und auch lange Strecken auf schlechten Wegen meistern. Der ostafrikanische Überlandbus, meist ein modifiziertes Modell eines Reisebusses mit zwei Sitzreihen à zwei Personen, oder – vor allem für Fahrten mit provinziellem Endziel – zwei Sitzreihen à zwei/drei Personen, oder gar zwei Sitzreihen à drei Personen, wird mit weniger Komfort aber mit mehr Effizienz assoziiert als anderswo. Es geht nicht notwendigerweise darum viel persönlichen (Frei)Raum (Beinfreiheit, Arbeits- und Essfläche, anpassbare Rückenlehne) zu genießen als vielmehr halbwegs zeitig und sicher ans Ziel zu gelangen: Mobilität im Überlandbus ist oft Business, Familienabsicherung, Geschäftsmodell, Zukunftsplanung – wie mir viele Gespräche, qualitative Interviews und teilnehmende Beobachtungen in Bussen durch Uganda deutlich gemacht haben. Dies ist ein Projekt, das noch in seiner Fortführung begriffen ist.¹⁸

¹⁸ In einem regen Austausch mit zwei Kolleginnen habe ich den Plan gefasst, eine Busforschung in Uganda anzugehen, und sternförmig von Kampala immer wieder in andere Landesteile zu fahren (es gibt oftmals keine Querverbindungen, was dazu führt, dass man zunächst immer wieder nach Kampala zurückkehren muss und dort einen anderen Bus nehmen muss). Dies scheiterte bisher vor allem am Zeitfaktor, da für ein solches Unterfangen ein ganzer Monat benötigt wird, gerade aufgrund unvorhergesehener Änderungen, Anschlusssschwierigkeiten, etwaigen Rückenproblemen etc. – Ich danke jedoch Angelika Mietzner und Anne Storch für die guten Ideen rund um die anvisierte Busforschung.

Ich erinnere eine Fahrt von Arua (West Nile, Uganda) nach Kampala: Neben mir saß ein junger Student, der mir – nachdem ich mit ihm ins Gespräch kam über meine Tätigkeit, eine Bangala-Feldforschung in Arua mit älteren Sprecher*innen – von seinem Großvater erzählte, und von dessen vielen Sprachen. Während wir schätzungsweise ein- bis zweihundert Kilometer (dies ist die Maßeinheit von Konversation in der mobilen Feldforschung, so scheint es) über Bangala sprachen, begannen wir plötzlich das Telefonat eines älteren Herren zwei Reihen hinter uns – auf Juba-Arabisch, einer pidginisierten Arabisch-Varietät im Südsudan – mitzuerfolgen. Andere Leute bezogen sich sodann auf den nächsten dreißig Kilometern auf Arabisch, auf die aktuelle Lage im Südsudan, auf die Fluchtwellen in die Lager im Nordwesten Ugandas, bis wir Pakwach erreichten. Pakwach ist am Nil gelegen und viele der einheimischen Alur verkaufen köstlichen gebratenen Fisch, der auch an jenem Tag im Bus viele Abnehmer fand. Das Gespräch wechselte sodann von Fisch zu Alur, Acholi, zwei verwandten Sprachen, und man lauschte den zugestiegenen Marktfrauen, die nach Kampala unterwegs waren. Während der Weiterfahrt durch den Murchison Nationalpark kollabierte plötzlich ein jüngerer Mann, der mit Wiederaufweckgesten, -rufen und sodann einem lautstarken Ruf an den Fahrer vergebens zu beleben versucht wurde, all dies auf Luganda. Er wurde schließlich einige Kilometer hinter dem Abzweig der Karuma-Wasserfälle einem lokalen Arzt übergeben. Luganda lag noch weitere Kilometer in der Luft, wenngleich die gespielte Musik im Inneren des Busses vornehmlich Lingala (aus dem Kongo) und Swahili (aus Kenia, Tansania) war, beides weit verbreitete Bantusprachen. Dieser kurze Einblick zeigt, dass sich Sprecher*innen auf der Weiterfahrt in Resonanzkörper von sprachlicher Diversität und Meta-Dialogizität verwandeln: Gespräche und initiierende Floskeln, Rufe von außen, Telefonate von innen füllen den leeren Raum, die weite Landschaft, die weißen arbiträren Flecken

auf der Sprachenlandkarte, die durchfahren werden, mit Sinn, mit Bewertung und Ordnung. Sprechen oder Nichtsprechen entspricht hierbei nicht Standards von Sprachbeherrschung im engeren Sinn: Im Bus ist niemand verlegen, und gleichermaßen niemand exkludiert, etwas zum Bangala, zum Alur, zum Luganda zu sagen, es bisweilen zu sprechen, oder aber an Orten, an denen andere Sprachen gesprochen werden, den Bus als Medium voller einzelner Medien, als *message* im Sinne McLuhans (1964), zu einem Mikro-Luganda-Bangala-Alur-Raum, losgelöst von durch Linguisten erstellte Klassifikationskarten der Umgebung, werden zu lassen.

Auch die Ankunftsräume, Wartehallen, Buserminals in Durchgangsvierteln, Innenhöfe von Busgesellschaften, sind semiotisch reich gespickt, und wirken entweder wie bizarre Utopien groß geplanter Infrastrukturprojekte, oder dystopisch in ihrer mangelnden Ausschmückung, Leere, Verkommenheit und Dunkelheit. Die Räume des Ankommens und Abfahrens prägen dabei den weiteren Reiseverlauf und den Dialog der Reisenden auf der Fahrt: Je nachdem, wie Sitzreihen im Warteraum angeordnet sind, wie hospitabel oder abweisend Mitarbeiter*innen sind und mit welchen Bildern diese Räume des Übergangs, des Transits, der Hybris von Reise („Prozess“) und Ziel („statische Wandlung vom mobilen Medium zum wieder fest verorteten Sprecher“) ausgestaltet sind; welche Assoziationen sie hervorrufen, welche Sehnsüchte sie wecken und welche Ängste sie schüren. Die beiden Abbildungen zeigen meinen japanischen Kollegen D. Shinagawa beim Entziffern der Reiseroute einer Busgesellschaft in Kisumu (Westkenia), mit dominantem „Überbus“, der den Weg übermalt/dominiert und zum Symbol einer klaren, sicheren Route wird; sowie die leere Wartehalle derselben Busgesellschaft mit exotischen Motiven (antizipierend und Assoziationen hervorrufend, inwiefern hier *safari*, Swah. ‚Reise‘ und touristische Safari zusammenhängen/sich überlagern).

Die Analyse langen Busfahrens in Ostafrika, der befahrenen Routen, die Aufnahme und Auswertung von Daten der mobilen Feldforschung scheint bei der erneuten Analyse von Mobilität, Sprache und Konflikt in Ostafrika ein erfolgversprechender Ansatz zu sein, der noch weiter fortgeführt wird.

Das ostafrikanische Tagebuch: Language on the road revisited

Das Tagebuch oder Feldtagebuch ist geprägt von seiner Unmittelbarkeit durch Eintragungen im Feld *während* der Forschung, ggf. durch zugeschriebene Ehrlichkeit aufgrund der zeitlichen und örtlichen Verhaftung, und andererseits durch ein Maß an Subjektivität, das durch die Brille des Aufzeichnenden geprägt und von ihr bestimmt ist. Aber wie geeignet ist diese Textform für eine Perspektive auf Konflikt, Migration, Mobilität überhaupt?

Anstelle Entwicklungen und Diskussionen vor dem Hintergrund globaler Trends und Globalisierung soll Sprache in Tagebucheintragungen vignetten- und bruchstückhaft abgehandelt werden, als Spiegel linguistischer Biografien, die sich in längeren Begegnungen und Gesprächen manifestieren und ansatzweise Sprache auf dem Weg, oder Sprache als Mobilität, aufgreifen und zu begreifen suchen. Das Genre der Darstellung intendiert Mensch und



Das Sichten von Routen und
Warten in Kisumu

Biografie vor seinem/ihrem Sprachverhalten zusammenzubringen und Mobilität als Teil lebensgeschichtlicher Erzählungen zu verstehen. Dies ermöglicht einerseits einen persönlichen Blick auf Sprache und Mobilität einzelner Sprecher*innen. Hierbei stehen die Motivation und Antriebe einer Person im Vordergrund, die „local histories“ rund um Sprache, Repertoire und sprachliche Variation, weniger die großen „global designs“ (Mignolo 2012). Zudem spielt Agentivität von einzelnen Sprecher*innen hier eine Rolle.

Johannes Fabian spürt in seiner Monografie *Language on the Road* (1984) zwei so genannten Travelogues europäischer Reisender des 19. Jahrhunderts nach um zu verstehen, wie und in welchem Kontext Kiswahili von den beiden „Entdeckern“ verwendet wird. Er fragt hierbei:

How did these travelers communicate with their auxiliaries and with the people they met; how did they acquire the language skills they claimed to have and what, based on their own reports, was the shape of the language they used as a vehicle of exchange? (ebd., S. 5)

Anders als in Fabians Studie, in der „avenues of direct communication“ (S. 2) als Wegbereiter für ein sich in Folge etablierendes koloniales System durch Ostafrika verstanden werden können, sollen die in den Tagebucheinträgen eingefangenen Stimmen aktueller ostafrikanischer Reisender vielmehr von bemerkenswert unspektakulären und sich selbst deexotisierenden Reisewegen berichten – und Fabians Wege rückwärts begehen und befahren lassen, um ihnen die inhärente Kolonialität zu nehmen und auszutreiben. Lange Busfahrten durch Uganda, weit zurückliegende Migrationswege vom kenianischen Hinterland an die Küste im Kontext von Arbeitssuche und Verbesserung der Lebensbedingungen, oder Arbeitswege von kenianischen Unternehmern durch Uganda, Ruanda und den Ostkongo, Wege von eifrigen Studienbeginnern von Kinshasa über Goma und Kigali nach Kampala haben so wenig

mit den Routen früher Entdecker gemein, dass es zunächst scheint, sie seien wenig ergiebig. Sie eignen sich aber um die großen Routen von Mombasa über Nairobi und bis Kampala, die ursprünglich Entdecker Routen gewesen sein mögen und sodann die Konstruktion der Eisenbahnlinie im frühen 20. Jahrhundert bedingen, nicht nur zu deexotisieren, sondern auch zu dekolonialisieren und zu einem „gemeinen Stück Straße“ zu machen. Ähnliches gilt für die Bootsverbindung über den Kivu-See, bereits zu Kolonialzeiten vielbefahren aufgrund der Beliebtheit der Stadt Bukavu als Ferienzweck in der belgischen Oberschicht, sowie die Strecke Gisenyi – Kigali – Bujumbura, eine deutsche Kolonialverbindung zu Zeiten des Protektorats Ruanda-Urundi, da viele der Städte erst von den Deutschen als Militärstandorte begründet wurden. Die Sprachen, die diese afrikanischen Reisenden verwenden, und ihre Repertoires, deexotisieren sich gleichermaßen selbst auf der Reise, und stellen nicht länger das Kiswahili der frühen Travelogues aus Fabians Studie dar, genauso wenig wie sie noch das Missionars-Luganda im ausgehenden 19. Jahrhundert aus Mengo/Kampala darstellen oder das Bangala der ehemaligen Lado-Enklave, heute teilweise West Nile (Uganda) und Südsudan. Ein Überschreiben kolonialer Reisewege mit lebensgeschichtlichen Erzählungen mobiler Händler, Studenten, Arbeitssuchender verleiht diesen Routen einen anderen Geist; ein Festhalten dieser Begegnungen im Notizbuch manifestiert sich als Schreiben anderer „avenues“, neuem Sinn und neuem Zweck dienlich, und einer ganz anderen „communication“, um Fabians (1984: 2) Worte noch einmal zu nutzen.

Fabians „own reports“ (s.o.) sind in den Vignetten und Versatzstücken als zentrales Interesse der Berichterstattungen und Gespräche mit Menschen aus Uganda, Ruanda, Burundi und Kenia zu werten. Aber wie ist mit der Subjektivität von Tagebucheinträgen umzugehen, mit ihrer konstanten Verfremdung und Subjektivierung von Erlebtem, Beobachtetem und auch Notiertem, die Quintessenz der aufgenommenen und transkribierten Gespräche

immer auch nachträglich manipulierend? Wir müssen anerkennen, dass das Tagebuch selbst zu einer Subversion der Beobachtung wird, indem es Randbeschriftungen zulässt und vielleicht aufgeklebte Bieretiketten aufweist (die man gegebenenfalls von Flaschen abzieht und einklebt), indem es Kaffeeflecke auf Notizen zulässt und gekritzelte Fragezeichen, die, selbst wenn einmal gestrichen, immer noch durch das dünne Papier scheinen und erkennbar bleiben, als Überbleibsel von Zweifel und Prozess. Notizbücher, oder Tagebücher – dieser Vorwurf kann an dieser Stelle auch für Feldtagebücher gelten – hätten immer vornehmlich mit uns selbst zu tun, und man stelle sich bloß vor, dass sie von anderen Menschen handelten, was aber nie der Fall sei, da uns diese im Grunde doch kaum interessierten, so Joan Didion (1968) in ihrem Text *On keeping a notebook* aus ihrer Anthologie *Slouching towards Bethlehem*. Wenngleich die Tagebuch-Vignetten selbstredend von anderen Menschen handeln, die von ihren Wegen durch Ostafrika berichten und in kurzen Interviews oder informellen Gesprächen von ihrer Migration erzählen, ist die Frage nach der Motivation des Niederschreibenden oder Forschers interessant und berechtigt. Was treibt uns an? Und was an Beobachtungen ist hausgemacht, verfälscht, bloß kaum mehr als ein Zerrbild? Didion fragt sich: „Why did I write it down? In order to remember, of course, but exactly what was it I wanted to remember? How much of it actually happened? Did any of it? Why do I keep a notebook at all?“, nachdem sie in ihrem Buch einen Eintrag findet „That woman Estelle [...] is partly the reason why George Sharp and I are separated today“ mit den Metadaten „Dirty crepe-de-Chine wrapper, hotel bar, Wilmington RR, 9:45 am, August Monday morning“ (S. 21).

Mein Tagebuch, in dem meine Gesprächspartner*innen, Freunde, Protagonisten kurzlebiger Begegnungen in Kenia, Uganda, dem Kongo, Ruanda und Burundi von ihren zurückgelegten oder noch zu bewältigen Wegen berichten, ist ohne chronologische Ordnung, präsentiert dabei kurze teils neu ver-

fasste Vignetten, in denen „very normal mobilities“ angesprochen werden, in denen persönlicher Konflikt, Reisestrapazen, Hindernisse und Anstrengungen adressiert werden, oder aber in denen persönlicher Konflikt und Strapazen vor dem Hintergrund größerer geopolitischer oder sozialer Konfliktherde angerissen werden, jedoch immer auf der Mikroebene. Oft sind dies kurze Notizen an mich selbst, die für andere kaum kohärent erscheinen mögen, oder aber entbehrlich, gegenstandslos oder gar zu subjektiv. Im Zentrum dieser Beobachtungen stehen persönliche Geschichten, durch die ein anderer – wenig pompöser oder spektakulärer – Blick auf große Migrationsdiskurse geworfen werden soll, der kaum Lärm macht.

Sind Tagebuchnotizen im ins Feld gebrachten Notizbuch denn tatsächlich nur Wiedergabe, Reflexion und Beschreibung, oder doch mehr als das, und können Realität womöglich erst generieren durch ihre Textualität und auch Multimodalität mit Schmutz, Flecken, Gekritzel, Zeichnung, späterer Annotation und Korrektur? Taussig (2011: 25), in seinem Buch zu Reflexionen von Zeichnungen in ethnologischen Feldtagebüchern von 2011 *I swear I saw this*, wirft einen kritischen Blick auf seine eigenen Diaries und thematisiert auch die Undarstellbarkeit von Beobachtungen durch Text und Fotografien bzw. die Unvorstellbarkeit von Sachverhalten auf Basis von geschriebenem Text, es sei denn der Ethnologe/die Ethnologin würde auch selbst zeichnen (vgl. dazu auch einen früheren Text, Nassenstein 2018b, in dem ich auf Taussig eingehe). In seinem Text bezeichnet er das Notizbuch nicht nur als Hüterin der Erfahrung, sondern auch als deren konstante Revision, das auch eine Erweiterung des Forschers/der Forscherin selbst darstellt, und magisch sein kann, magischer als Fotografie. Ich zitiere Taussig an dieser Stelle:

Not to put too fine a point on it, the notebook becomes not just the guardian of experience but its continuous revision as well, a peculiar

and highly specialized organ of consciousness no less than an outrigger of the soul. It becomes an extension of oneself, if not more self than oneself. If a camera is a technical device that more often than not gets in the way – gets between me and people – the diary or fieldwork notebook is a technical device of a very different order and even more magical than the much-acclaimed magic of photography. (Taussig 2011: 25)

Die Magie des Feldtagebuchs hat einerseits mit der Komprimierung von Beobachtung zu ethnografischen Notizen zu tun, die derart komprimiert Raum für Neuinterpretation lassen, andererseits aber auch mit dessen teils unlesbarer Verzerrung, Chaos, seiner Unsortiertheit der Erkenntnisse und Beobachtungen, die erst durch Textproduktion, Korrektur etc. zu wissenschaftlichen Produkten werden, wenngleich ohne Magie. Die Magie hat aber auch mit der Performanz der erneuten Lektüre zu tun, wie Taussig an anderer Stelle bemerkt, das auch das Scheitern des Notizbuchs deutlich mache, weil Geschriebenes allein nie ausreiche. Das erneute Lesererlebnis, so Taussig, könne aber das Unterdrückte, das Herausgelöschte deutlich machen, das zwischen den Wörtern und Zeilen hänge etc. Er sagt:

[...] the fieldwork diary is built upon a sense of failure – a foreboding sense that the writing is always inadequate to the experience it records. Nevertheless, on rereading by its author, the diary has the potential to bring forth a shadow text that can simulate the experience that gave birth to the diary entry, not only for what is said, but more likely for what is omitted yet exists in gestures between the words. This is what Barthes called the “role of the Phantom, of the Shadow” (Taussig 2011: 100).

Im vorliegenden Fall sind die Tagebucheinträge, die Sprachbiografien meiner Gesprächspartner abbilden, immer zum Scheitern verurteilt, weil sie nur vignettenhaft Zeugnis geben von den komplexen sprachlichen Praktiken sehr agentiver mobiler Menschen

„en route“, während sie als Kind aus Kisumu an die kenianische Küste migrieren und ihr sprachliches Repertoire in großem persönlichen Konflikt anpassen müssen und sich selber sprachlich prägen lassen, während sie als Tätowierer von Nairobi nach Kampala reisen und an sehr unterschiedlichen Formen von Grenzen scheitern, wenn sie als nach Thailand emigrierende Ugander in Nairobi die thailändische Botschaft aufsuchen müssen, während ihre kongolesischen Bekannten an einer Tagung zu mobiler Sprache in derselben Stadt teilzunehmen versuchen, oder ein burundischer Geflüchteter aus der unstillen Mobilität (der Zuschreibung passiven Erduldens, s.o.) Profit schlägt und Stationen in Kampala, Nairobi, Kigali und Bukavu für eigene wirtschaftliche und Networking-Zwecke nutzt. Meine eigenen Busfahrten durch Uganda, in einem Vakuum des Sprechens und Zuhörens, in einem Überlandbus als Medium, das durch Unverortbarkeit und Landschaften sprachlicher Arbitrarität rollt, aber in sich sprachlich divers und komplex ist, sind ebenso Teil der Vignetten. Mobilität ist dabei immer ganzheitliche Erfahrung, alles ist mobil, alles fährt kontinuierlich weiter, Sprachen, Menschen, Busse, Gespräche, Begegnungen.

Vignetten: Biografische Stimmen und Notizen aus dem Feldtagebuch

Die im Folgenden knapp präsentierten und aus dem Feldtagebuch zusammengekürzten Begegnungen mit verschiedenen Sprecher*innen an unterschiedlichen Orten in Ostafrika haben anekdotenhaften Charakter. Jane Gallop, in ihrem Werk *Anecdotal Theory* (2002), verfolgt den Ansatz, dass Geschichtenerzählen nicht im Konflikt mit wissenschaftlicher Analyse stehen muss, sondern als ergänzende Methode sowohl Berechtigung findet als auch klare Vorzüge aufweist, wenn es um Veranschaulichung, Wirkung des Erzählten und Sprecher-Hörer-Rollen geht, also um Dialog.

Zuhören und Geschichten wirken zu lassen ist dabei eine nicht nur oftmals verlernte Qualität, derer wir in bestimmtem Alter erwachsen, sondern auch ein notwendiges Ins-Gespräch-Kommen. Widersprüchliche Themen, Begegnungen und Mobilitäten mögen sich daher für einen Feldtagebuch-Exkurs eignen, der exemplarisch Geschichten erzählt.

Kisumu – Mombasa, 2019¹⁹: J.

J. hatte bereits mehr als fünfzehn Jahre an der kenianischen Küste verbracht, als ich ihn im Papillon Reef Lagoon während einer linguistischen Lehrforschung im September 2019 traf. Früh hatte er Kisumu in Westkenia verlassen und war mit seiner Familie – er noch im Teenageralter – an die Küste gezogen, weil sein Vater einen neuen Job bekam. Trotz seiner Swahili-Kenntnisse und der gesamten Kommunikation auf Swahili entlang der Küste teilte er mir mit, als wir uns kennen lernten, dass sein Swahili „nicht besonders gut“ wäre. Er wäre schließlich Dholuo-Sprecher (woraufhin ich in ihm einen hilfreichen und kompetenten Lehrer fand um mein Luo aufzubessern – ich sprach ihn sodann oft auch auf Acholi an, einer verwandten Sprache, und er antwortete auf Dholuo), und Luos würden nun einmal kein besonders gutes Swahili beherrschen. Als ich J. traf, arbeitete er als Kellner im All-Inclusive Hotel. Er hätte noch Familie in Kisumu und würde, wann immer dies möglich wäre, zurückfahren, meist zu Weihnachten oder Neujahr. Seinen Bruder besuchte er oft im Stadtzentrum von Mombasa, meist an seinem freien Tag (auf sechs Tage Arbeit folgte ein freier Tag). Er machte sich daher immer früh morgens am freien Tag auf den Weg in die Stadt; im Berufsverkehr konnte dies mit Fähriüberfahrt bis zu zwei Stunden dauern. Er hatte sich einige Begrüßungen auf Chidigo, der lokalen Küstensprache

¹⁹ Genaue Daten der Einträge werden an dieser Stelle nicht geboten. Für das Erzählte spielen sie doch kaum eine Rolle.

angeeignet, sah jedoch keinen Sinn darin die Sprache tatsächlich zu lernen; vielmehr plante er sein Swahili zu verbessern. (Da er nun Küstenbewohner war und kenianische und tansanische Bewohner der Küste den Ruf genießen gutes Swahili zu sprechen, fühlte er sich sozusagen verpflichtet seine Kenntnisse zu verbessern, obgleich er fließend sprach – dies schien sein größter innerer Konflikt zu sein). Auf mein ungläubiges Kopfschütteln hin ob der Tatsache, dass er doch perfekt Swahili spräche, erwiderte er: „Luos können das nicht“. Beim Abschied plante er mich in der ugandischen Hauptstadt Kampala im Folgejahr zu besuchen. Er hatte während seiner Arbeit einige Brocken Deutsch gelernt, sprach aber nicht wie sein Kollege L. Tschechich und Polnisch (der letzte Schrei im All-Inclusive Hotel).

Bujumbura – Nairobi – Kampala, 2017: E.

E. hatte sein Studium einfach hingeworfen. Nicht freiwillig abgebrochen, aber wortwörtlich alles stehen und liegen gelassen, als sich in Burundi 2015 der Konflikt ankündigte. Die Hotels am Seeufer schlossen nacheinander, der deutsche Botschafter hatte mich im Vorjahr bereits gewarnt, „das könnte im nächsten Jahr alles anders aussehen“ entlang der Strandpromenade von Bujumbura. E., Vollwaise, ein junger Erwachsener in seinen Zwanzigern, machte sich, da er politische Instabilität und Übergriffe durch Militärs befürchtete, auf den Weg nach Ruanda, wo er Familie hatte. Er war jedoch nicht allein, mit ihm überquerten große Ströme an Menschen die Grenze gen Norden. Ruanda hatte zu der Zeit Truppenbewegungen veranlasst und größere Soldatenzahlen an der Grenze aufgezogen. Von Ruanda, wo er bei Verwandten unterkam, machte er sich auf den Weg nach Uganda, da man sich erzählte die Verhältnisse seien in Kampala bedeutend besser. Als er die ugandische Hauptstadt erreichte, hatte man jedoch längst beschlossen alle burundischen Geflüchteten ins Lager Nakivale in Westuganda zu bringen, einige Stunden von Kampala entfernt, wohin er in den Folgetagen gefahren wurde. Nakivale war,

so E., langweilig, knapp an Lebensmitteln, schlammig aufgrund der anhaltenden Regenfälle im März und April, und so hielt er es dort nicht lange aus. Es trieb ihn nach Nairobi, Kenia, wo er Freunde hatte. Er verließ das Lager, nahm den Bus in Kampala und fand sich dann Ende 2015 in Nairobi ein, wo er in Eastleigh eine Bleibe mit einigen burundischen Bekannten teilte. Während er in Nairobi Arbeit suchte, ging ich öfters mit ihm ein Bier trinken. Zur gleichen Zeit, als E. sich für etwas über ein Jahr in Nairobi einrichtete, reiste P., ein kongolesischer Linguist, von Kampala nach Nairobi, zu einer Konferenz, wurde jedoch lange am Grenzübergang festgehalten, da sein kongolesischer Pass mit ugandischem Studentenvisum nicht anerkannt wurde – er bezahlte soviel, dass er mittellos in Nairobi ankam: E. holte ihn vom Bus ab (die beiden kannten sich noch nicht, ich vermittelte). Ebenfalls zur gleichen Zeit musste mein ugandischer Bekannter I. in Nairobi sein Thailand-Visum verlängern, wo er als Lehrer tätig war, und wofür er von Bangkok nach Uganda flog und dann mit dem Bus nach Nairobi fuhr – er, E. und P. begegneten sich jedoch nicht in Nairobi, sondern bloß vorher und nachher in Kampala. Nach einigen Monaten des Ausharrens in Nairobi entschloss sich E. im März 2017 nach Kampala zurückzukehren. Dort traf ich ihn in einer Bar in einem „Durchgangsviertel“. Bakuli, voller Busbahnhöfe und Stripbars, war ein Stadtviertel, in dem vor allem Kirundi und Kinyarwanda verwendet wurden, weil die meisten der Durchreisenden aus dem Osten der DR Kongo, aus Ruanda, Burundi oder Westuganda stammten und oft mit Autos, Edelmetallen oder Waffen handelten. E. trieb sich fortan oft in Bakuli herum. Er sprach damals Kirundi, fließend Swahili, Französisch, Englisch und aufgrund seiner Kirundi-Kenntnisse auch Kinyarwanda. Er lernte etwas Luganda, die lokale in Kampala verbreitete Bantusprache, und verkehrte mit einigen hohen Militärs, die er öfters auf ein Bier einlud, und daher hatte er sich einige Floskeln Runyankore (die Sprache des Präsidenten in Uganda) angeeignet. Teilweise, so berichtete er mir im März 2017 in Kampala, würde er mit der Ähnlichkeit von Kinyarwanda und Kirun-

*di spielen, je nachdem, wo er sich gerade befand, wenn er in seinen weitgestrickten Netzwerken zwischen Bujumbura, Kigali, Kampala und Nairobi mit bestimmten Leuten in Kontakt kam. Ich erinnere mich an eine Situation, in der ihn ein ruandischstämmiger Ugander, ein Motorradtaxifahrer, ansprach, auf Kinyarwanda, und er dem Taxifahrer sein Kirundi als „sehr südliches rurales Kinyarwanda“ verkaufte. Die Täuschung gelang. Doch warum ein derartiges Chamäleon spielen? E. war der festen Ansicht, dass man nie wüsste, was als nächstes in Bezug auf seinen Geflüchtetenstatus in Uganda passieren würde, es wäre daher ratsam gute Kontakte zu schließen und mit den Indexikalitäten der nah verwandten Varietäten teilweise zu spielen. E. konnte alles: Waren wir mit Bafumbira, den Sprecher*innen der Varietät Rufumbira, unterwegs, wurde er zum Rufumbira-Sprecher. Sprach ihn ein Kinyamulenge-Sprecher an, eine andere nah verwandte Varietät, so gab er seinem Kirundi ein Kinyamulenge-Finish. Trotz seiner „Seitenwechsler“-Qualitäten in der Interaktion (siehe Hirschauer 2017 für Differenzierungs- und Konturierungsstrategien innerhalb der Humandifferenzierung) versuchte E. verzweifelt in Kampala Fuß zu fassen. (Nachtrag: Im Januar 2020 schrieb er mir eine Nachricht, auf Französisch und Swahili, dass er noch immer keine Arbeitsstelle gefunden hätte und wohl bald nach Burundi oder Ruanda zurückmüsse).*

Kampala – Kisumu, 2019: G.

Ich traf G. in einem Nachtbus von Kampala nach Kisumu in Westkenia, in dem sie zufällig neben mir saß. Wir kamen ins Gespräch und tauschten uns vor allem über die Vorzüge und Strapazen langer Busfahrten durch Ostafrika aus. Sie teilte mir mit, dass sie einmal monatlich von Uganda nach Kenia fuhr um dort ihrer Schwester im Geschäft zu helfen. Sie wollte oder konnte nicht präzisieren, ob diese langen, ca. siebenstündigen Fahrten (bei gutem Durchkommen, wobei das Problem meist das Befahren der Kampala-Jinja-Route im Abendverkehr war, rund um das Stadion Nambole) lohnenswert

waren, versicherte mir jedoch auch, keine andere Wahl zu haben. Sie hatte die Schule nur kurzzeitig besucht und schämte sich, sowohl für ihr Englisch (obgleich ich ihr versicherte, dass nichts zu bemängeln sei, da ich ebenso wie sie ein von meinen Sprachen stark beeinflusstes Englisch spräche), als auch für ihr Alter, vor allem für den Umstand, mit Anfang dreißig weder verheiratet zu sein noch eigene Kinder zu haben. Sie hatte soeben drei Tage in Kampala verbracht, wo sie Haare (für Flechtarbeiten) eingekauft hatte und andere Besorgungen erledigt hatte. Sie hatte kaum geschlafen und schien erschöpft. Außer, dass sie sich für ihr Englisch schämte, bemerkte sie, dass sie immer noch nicht gut Dholuo spräche, da sie zu Hause in Busia nahe der Grenze vor allem auf Lusoga und Lumasaaba kommunizieren würde. Sie hätte in Kisumu aber Swahili gelernt, um einigen Problemen zu entgehen. Welchen Problemen, fragte ich sie auf Swahili? Sie wäre anfangs häufig an der Grenze angehalten worden und intensiv befragt worden, was sie für einige Wochen in Kenia halten würde, bevor sie in ihre ugandische Heimat zurückkehrte. Ich verstand nicht recht. Ihr Stocken machte mir deutlich, dass die Grenzbeamten sie mit Crossborder-Prostitution in Verbindung brachten. Seit die offizielle HIV-Rate an der Grenze zwischen Kenia und Uganda nicht nur das Gesundheitsamt, sondern auch zahlreiche Printmedien auf den Plan gerufen hatte, die ausgiebig über dieses Thema berichteten, wurden alleinreisende Frauen an der Grenze, vor allem aus Uganda nach Kenia einreisend, öfters befragt. Swahili-sprechende Damen weniger, da sie für Kenianerinnen oder Doppelstaatlerinnen gehalten wurden; eine sprachliche Legitimierung eines Tabuthemas, sozusagen. Ich wechselte das Thema im Gespräch mit G. Ihre Zurückhaltung sagte mir, dass es einiges Unausgesprochene gab, nach dem ich nicht zu fragen gedachte. Als ich im exotisch bemalten Warteraum der Busgesellschaft in Kisumu ankam, wartete sie weitere zwei Stunden an meiner Seite, bis mein nächtlicher Taxifahrer mich abholte (der verschlafen hatte).

Nairobi – Kampala – Gulu, 2015: D.

*D. galt nicht umsonst als eifriger Unternehmer, und als bekanntester Tätowierer in Ostafrika. Halbjährlich plante er lange ausgiebige Reisen durch Tansania, Kenia, Uganda, Ruanda und Burundi, mittlerweile (Stand 2020) auch bis in die DR Kongo, während derer er in möglichst kurzer Zeit versuchte möglichst viele Kund*innen zu tätowieren und mithilfe eines groß angelegten PR-Aufwands in einem der großen Hotels viele potenzielle Interessierte anzusprechen. Die zentrale Lage seines Büros in Nairobi (Kenia), und die Öffnung eines zweiten Büros, in Kigali (Ruanda), ermöglichte ihm das schnelle Durchreisen ganz Ostafrikas. Er hatte sich dabei zum Profi entwickelt: Er reiste, bevor er sich 2019 in Mombasa (in meinem Beisein) ein eigenes Auto kaufte, via Überlandbus mit sechs metallenen Koffern voller Farben, Tätowiermaschinen, PR-Rollplakaten und Accessoires. Alle Busfahrer der großen Gesellschaften, so bestätigte er mir, kannten ihn bereits, zudem stieg er immer wieder in denselben Hotels ab. Seine Kommunikation mit Kundenschaft lief über Facebook, WhatsApp, Instagram und Co.: Als äußerst geschickter Manager seines eigenen Unternehmens auf Rädern, da er die meiste Zeit im Bus saß, diskutierte er während der langen Fahrten über Preise – mehrsprachig, oft auf Englisch, Swahili, Luo, und teilweise auch auf Sheng, der früheren Jugendsprache und heutigen kreativen Stadtsprache Nairobis und anderer urbaner Gebiete in Kenia. Ich traf mit D. das erste Mal im März 2015 in Gulu, in Norduganda, zusammen. Wir tranken Bier und besuchten abends zwei Nachtclubs (von denen einer, das erinnere ich, Signature hieß, und mich an seine Tätowierungen als Handschriften seiner mobilen Beschäftigung mit Sprache und Zeichen denken ließ), in denen er so gut vernetzt und gefragt war, dass an eine frühe Rückkehr ins Hotel kaum zu denken war. Er war zu diesem Zeitpunkt etwas enttäuscht: Das Geschäft in Gulu, strukturschwächer und vielleicht... konventioneller, in Bezug auf modischen Körperschmuck à la Tattoo, lief schlechter als an seinen sonstigen Stationen. Zudem musste er lange warten, bis er im Hotel aufbauen*

konnte, dessen Inhaber ihm zugesichert hatte mit ihm zusammenzuarbeiten. Nein, die langen Busreisen sei er keineswegs leid, Geschäft sei Geschäft. Drei Jahre später stach er mir ebenfalls ein Tattoo, in Kampala: Im 10. Stock seines Hotelzimmers, das er in ein Studio umfunktionierte, mit Blick auf den Namayiba Taxipark, ein belebtes Gewirr und Gewusel mit Bussen, Motorrädern, Lastenträgern und Menschen. Hier bot seine Tätigkeit den perfekten Blick auf die Straße, sein mobiles Büro. Das passte recht gut zusammen.

Kinshasa – Goma – Kampala, 2020: C.

Als ehemaliges Straßenkind auf den Boulevards Kinshasas hatte C., der damals noch anders hieß, keine guten Chancen auf spätere Reisen, Schulbildung, Absicherung. Über Umwege schaffte er, dessen Eltern aus Libreville (Gabun) nach Kinshasa gekommen waren, und dessen Familie mütterlicherseits Kontakte nach Ruanda hatte, wo noch Großtanten lebten, seinen Schulabschluss in Kinshasa und hatte den Plan im Ausland Betriebswirtschaft zu studieren. Tatsächlich taten sich kurz vor seinem 19. Geburtstag Kanäle auf, die ihm ein Flugticket nach Goma, in den Osten der DR Kongo sicherten. Straßenverbindungen sind nicht befahrbar, was bedeutet, dass Absichten in Uganda oder Ruanda zu studieren, nur mithilfe eines Flugtickets nach Goma oder Bukavu umzusetzen sind. Zu diesem Zeitpunkt sprach C. Französisch und Lingala, und hatte sich auf den Straßen Kinshasas einige Wörter und Floskeln Swahili beigebracht, zur Sicherheit bei Übergriffen von Soldaten und Polizisten (damals eine sehr nützliche Strategie). Er stieg in Goma aus dem Flugzeug und kam bei einem Freund eines entfernten Bekannten unter, allerdings ohne über weitere Mittel zu verfügen, die ihm irgendeine Absicherung ermöglicht hätten, und ohne konkrete Pläne für das Studium in Kampala. Er reiste einige Tage später weiter über Ruanda nach Uganda, und stieg in Kampala aus dem Bus im belebten Viertel Bakuli, wo ich ihn traf. In der Folgezeit half ich ihm bei der Suche und Organisation seines Studien-

platzes und Studiums und unterhielt mich häufig mit ihm über seine beschwerliche Reise, die für ihn das größte Abenteuer seines Lebens darstellte, wie er betonte, „la plus grande aventure“, und ihm darin bekräftigte, in den ersten Semesterferien nach Kinshasa zurückzukehren, da die Reise zwar lang, mit dem Flugzeug aber gut zu bewältigen war. Neben dem Studium der Medienwissenschaft, – BWL war nicht möglich aufgrund der Zugangsbeschränkungen – schaffte er es ein kleines Geschäft mit importierten Kleidungsstücken, „style congolais“, zu eröffnen, versäumte es aber immer wieder seine Aufenthaltsgenehmigung in Uganda zu verlängern. Er lernte Englisch innerhalb weniger Monate als vollkommener Autodidakt und fand sich perfekt in Uganda zurecht und absolvierte sein Studium beinahe vollkommen problemlos. Luganda lehnte er ab zu lernen (wer will denn noch eine afrikanische Sprache können? Wenn man Englisch kann...), er kümmerte sich jedoch trotz mehrmaligen Erinnerns guter Bekannte nicht um seinen abgelaufenen Reisepass und seine längst nach sechs Monaten abgelaufene Aufenthaltsgenehmigung. Als positives Beispiel einer gelungenen Integration in Uganda führte dies zu dem von ihm Anfang 2020 in einer resignierten Email an mich resümierten Umstand, dass er nun zwar ein Bachelorstudium in Medienwissenschaft (fast) abgeschlossen hatte und nebenbei einige kleine Einkünfte hätte, das Land aber nicht mehr verlassen könnte, weil er entweder bei Ausreise oder bei einer beliebigen Ausweis- oder Passkontrolle eine exorbitante Strafe zahlen müsste und die direkte Folge eine umgehende Ausweisung sein würde.

Schluss: Stimme, Gehör, Normalität

Die lose Aneinanderreihung von Feldtagebucheinträgen als gebotene Alternative zum Schreiben, Lesen und Reden über Mobilität mag den einen oder anderen gleichermaßen befremden wie verwundern: Inwiefern hat dies mit kritischer Soziolinguistik zu tun? Auf welche Weise wird hier porträtiert, wie Sprache und

Migration miteinander verwoben sind und zusammenhängen? Das Geheimnis hat mit Stimme und Gehör zu tun: Wessen Geschichte großzügig angehört wird und wer sprechen darf, oder der zumindest im Feldtagebuch zitiert und erwähnt wird, des Stimme mag zum Nachdenken anregen. Zuhören, großzügig Gehör schenken, und anhand der unterschiedlichen Anekdoten den eigenen Blick auf zugeschriebene Mobilitäten und Kategorisierungen von Sprecher*innen überdenken und somit ein Stück Normalität empfinden, mag hier als übergeordnete Idee stehen, wenngleich stilistisch und theoretisch anders angegangen.

Fremdzuschreibungen durch außenstehende Sprecher*innen drehen sich um Konturierung und Negation von Differenz: Das Konzept des *Un/doing differences*, ein Arbeitsbegriff der soziologischen Humandifferenzierung, der jedoch weitere Disziplinen miteinschließt (Hirschauer 2014, 2017, etc.), ist hierbei ein versatilerer Ansatz um Selbstwahrnehmung und -verortung von Individuen im Wechselspiel mit Fremdkategorisierungen durch andere (Linguisten, die Gesellschaft, etc.) zu betrachten. Während die Repertoires einiger äußerst mobiler Sprecher kontinuierlich ausgeweitet werden, indem diese mit neuen Wörtern, Stimmen, mit Esoterogeny (Herauffahren der Komplexität als Mittel der Abgrenzung) spielen und mit dem indexikalischen Wert von bestimmten Akzenten, Varietäten, Sprechweisen (*ways of speaking*, vgl. auch Lüpke & Storchs 2013 einflussreiches Werk zur linguistischen Wahl von Sprecher*innen), so verstummen andere: Einige Sprachen werden nicht mehr gesprochen, nicht mehr benannt, nicht mehr metalinguistisch erwähnt, weil sie stigmatisiert oder tabu sind, wie beispielsweise Acholi in bantusprachigen Gemeinschaften in Uganda, oder Dholuo an der kenianischen Küste oder Kinyabwisha, ein Kinyarwanda-Dialekt, in der Öffentlichkeit im Ostkongo. Hier wird verdeckt, verschleiert, getäuscht, angepasst, unter anderem auf Grundlage linguistischer Akkommodation (Anpassung an Sprechweisen des Gegenübers, vor allem phono-

logisch/prosodisch; vgl. Giles & Smith 1979). In wieder anderen Kontexten entstehen fluide Zwischensprech-Praktiken, die Translanguaging ähneln: Sprachgrenzen werden aufgebrochen, konvergente Formen treten häufiger auf, Sprachen werden sich ähnlicher. All dies sind lediglich potenzielle beobachtbare Praktiken, die mit der Mobilität und Migration agentiver Sprecher*innen in Ostafrika zusammenhängen können; es ist keine generalisierte Annahme, dass diese nun alle superdivers, die Kontexte, in denen gesprochen wird, als supermodern (vgl. *surmodernité*, Augé 1995[1992]) zu charakterisieren seien oder als Pendant zur eher eurozentrisch geprägten verflüssigten Moderne gelten könnten: Anstelle afrikanische Sprecher*innen in Schubladen à la mobil-kreativ-modern vs. statisch-konservativ-traditionell zu stecken, sollte grundsätzlich eine größere Offenheit, vor allem auch methodisch-theoretisch, den mehrsprachigen Praktiken von Afrikaner*innen aus emischer Perspektive entgegengebracht werden: Die biografisch kurz angerissenen Porträts, anekdotenhaft präsentiert, sollen vor allem die Vielfalt der Gründe für Aufbruch. Abreise und Wiederkehr aufweisen, inklusive der Probleme und Konflikte, die eine ausgeprägte Alltagsmobilität mit sich bringt. Vor allem wird deutlich, dass hier keineswegs verzweifelte sprachlose Subjekte von Konfliktpunkt zu Konfliktpunkt eilen, sondern Überlandbusse an äußerst langweiligen Tankstellen haltmachen, wo – ähnlich anderer Raststätten weltweit – Sandwiches und gegrillter Mais und warmes Bier verkauft werden. Die Exotisierung von Reiserouten und Siebenmeilenstiefeln der (Be)Stimm(t)en greift hier folglich nicht: Vollkommen losgelöst von kolonialen Routen, unbeeindruckt von hegemonialen Prägungen und fern jedweder Diskurse zu unidirektionaler Fluchtmigration von Afrikaner*innen nach Europa etc. sprechen die Kurzporträts eine deutliche Stimme der Diversifizierung von Erfahrungen, Normalität und Othering, teils geprägt von Inversion, Mimesis, Spiel und Täuschung auf den Reisen der Protagonist*innen.

Literatur

- Albaugh, Ericka A. & Kathryn M. de Luna (Hrsg.). 2018. *Tracing Language Movement in Africa*. Oxford: Oxford University Press.
- Augé, Marc. 1995 [1992]. *Non-Places: An Introduction to an Anthropology of Supermodernity*. London & New York: Verso.
- Bamberg, Michael & Alexandra Georgakopoulou. 2008. Small stories as a new perspective in narrative and identity analysis. *Text & Talk* 28.3: 377-396.
- Bauman, Zygmunt. 2000. *Liquid Modernity*. Malden: Polity Press.
- Blommaert, Jan. 2003. Commentary: A sociolinguistics of globalization. *Journal of Sociolinguistics* 7.4: 607-623.
- Blommaert, Jan. 2010. *The Sociolinguistics of Globalization*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Creese, Angela & Adrian Blackledge. 2010. *Multilingualism: A Critical Perspective*. New York: Bloomsbury.
- Didion, Joan. 1968. *Slouching towards Bethlehem*. New York: Farrar, Straus and Giroux.
- Dyers, Charlyn. 2013. Multilingualism in late-modern Africa: Identity, mobility and multivocality. *International Journal of Bilingualism* 19.2: 226-235.
- Fabian, Johannes. 1984. *Language on the Road: Notes on Swahili in Two Nineteenth Century Travelogues*. Hamburg: Buske.

- Gallop, Jane. 2002. *Anecdotal Theory*. Durham & New York: Duke University Press.
- Georgakopoulou, Alexandra. 2007. *Small Stories, Interaction and Identities*. Amsterdam: John Benjamins.
- Giles, Howard & Philip M. Smith. 1979. Accommodation theory: Optimal levels of convergence. In Giles, Howard & Robert N. St. Clair (Hrsg.), *Language and Social Psychology*, S. 54-65. Baltimore: University Park Press.
- Hirschauer, Stefan. 2017. Humandifferenzierung. Modi und Grade sozialer Zugehörigkeit. In Stefan Hirschauer (Hrsg.), *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*, S. 29-54. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Hirschauer, Stefan. 2014. Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten. *Zeitschrift für Soziologie* 43: 170-191.
- Hollington, Andrea & Nico Nassenstein. 2019. African languages in urban contexts. In Wolff, Ekkehard (Hrsg.), *The Cambridge Handbook of African Linguistics*, S. 535-554. Cambridge: Cambridge University Press.
- Horevitz, Elizabeth. 2009. Understanding the anthropology of immigration and migration. *Journal of Human Behavior in the Social Environment* 19: 745-758.
- Labov, William. 2001. *Principles of Linguistic Change. Social Factors*, Vol. 2 (Language in Society). Oxford: Blackwell.
- Lüpke, Friederike & Anne Storch. 2013. *Repertoires and Choices in African Languages*. Berlin: de Gruyter Mouton.

- McLaughlin, Fiona (Hrsg.). 2009. *The Languages of Urban Africa*. London: Continuum.
- McLuhan, Marshall. 1964. *Understanding Media: The Extensions of Man*. Mentor: New York.
- Mignolo, Walter D. 2012. *Local Histories/Global Designs. Coloniality, Subaltern Knowledges, and Border Thinking* (Paperback reissue, with a new preface). Princeton & Oxford: Princeton University Press.
- Nassenstein, Nico. 2018a. Rural youth language practices. Linguistic creativity and the globalized African village. In Seale, Elizabeth & Christine Mallinson (Hrsg.), *Rural Voices: Language, Identity, and Social Change across Place*, S. 105-124. Lanham & London: Lexington Books.
- Nassenstein, Nico. 2018b. „I swear they said this“: Kritische Gedanken zu afrikanischen Jugendsprachen und ihren Beschreibungspraktiken. *The Mouth* 3: 29-63.
- Nassenstein, Nico. Im Druck. On the pragmatics of place: Language use in a Ugandan neighborhood around bus terminals and strip bars. *Journal of Postcolonial Linguistics*.
- Pennycook, Alistair. 2016. Mobile times, mobile terms: The trans-super-poly-metro movement. In Coupland, Nicholas (Hrsg.), *Sociolinguistics: Theoretical Debates*, S. 201-216. Cambridge: Cambridge University Press.
- Rampton, Ben, Jan Blommaert, Karel Arnaut & Massimiliano Spotti. 2015. Superdiversity and sociolinguistics. *Working Papers in Urban*

Language & Literacies 152. [https://www.academia.edu/11260611/Superdiversity_and_Sociolinguistics] (19. 2. 2020).

Storch, Anne. 2017. Small stories. *The Mouth* 2: 98-117.

Taussig, Michael. 2011. *I Swear I Saw This. Drawings in Fieldwork Notebooks, Namely my Own*. Chicago: University of Chicago Press.

Trudgill, Peter. 1974. Linguistic change and diffusion: Description and explanation in sociolinguistic dialect geography. *Language in Society* 2: 215–246.